

# Albert Anker

Autor(en): **Frima, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 29

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646199>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Albert Anker

## der Maler heimatlicher Schönheit und Freude

zum 30. Todestag am 15. Juli

Nicht wegen seiner Gegenständlichkeit, nicht weil er mit besonderer Vorliebe die Menschen des Bernbiets gemalt hat, ist der Berner Albert Anker ein Prediger der Freude, sondern weil sein ganzes Lebenswerk in froher Lebensbejahung wurzelte, in einer seligen, dankbaren Naturliebe, aus der ihm immer neuer Stoff und neue Schaffenslust mit jedem Blick zuwuchs.

Wer kennt nicht seine kongenialen Illustrationen zu GottshelFs Werken, wem sind nicht schon Bilder von bernischen Bauern und Mädchen aus seiner Hand begegnet, wer hat nicht mit Entzücken die Gemälde „Krippe“, den „Gemeindeschreiber“, die „Kappeler-Milchsuppe“ oder die wiederum aktuell gewordenen Zeitgemälde vom Uebertritt der Bourbakiamtee gesehen und bewundert? Wohl nur wenige schweizerische Maler außer Böcklin und Hodler sind so oft reproduziert worden wie Albert Anker, von dem manch schönes Blatt in den guten Stuben im ganzen Schweizerland von der Wand leuchtet.

Und wie seit dem Tode Gottfried Kellers, dessen Werk uns nicht ferner, sondern herzlich näher gerückt ist, so geht es auch mit den Bildern Albert Ankers. Dreißig Jahre sind dahingeflossen, seitdem der Anker Meister für immer seine Maleraugen schloß, aber in diesen drei Jahrzehnten hat sich die Zahl der Freunde und Liebhaber seiner Kunst vervielfacht.

Am 1. April 1831 kam er als zweites Kind eines Tierarztes in Ins, dem bernischen Seeland, zur Welt, dem er auch zeitlebens seine treue Anhänglichkeit bewahrt hat. Nach Absolvierung des Berner Gymnasiums, in welchem er schon frühzeitig sein zeichnerisches Talent offenbarte, wurde er von seinem Vater ausersehen das Amt eines Predigers auszufüllen und deswegen auch an die Universität Halle gesandt. Aber die Gottesgelehrtheit gefiel Anker nicht so sehr wie Gottes Natur und bald setzte er es bei seinen Eltern durch, doch Maler werden zu dürfen. So vertauschte Anker den Hörsaal mit dem Atelier in Paris, wo er bei dem damals berühmten Charles Gleyre in die Lehre trat. Gleyre setzte die Schule des großen franz. Malers Jean August Dominique Ingres fort, zum guten Glück tappte der junge Maler nicht blind in die Spuren seines Meisters und geriet nicht in jenen nervösen Ektrozismus hinein, zu welchem der feine Kenner Rafaels seine Jünger erzog. Immerhin hat Anker zuerst sehr gleyrisch gemalt,

sich aber bald davon befreit und seinen Meister zeitlebens hoch geehrt.

1859 gelang es dem jungen Künstler erstmals im Salon öffentlich auszustellen und bis zum Jahre 1890 ist er dann dort immer mit Gemälden vertreten. Den Sommer verbrachte er stets im heimatlichen Ins, um während der Wintermonate während einiger Zeit das Leben in Paris zu genießen. Sein erstes größeres Bild „Nachmittagsgebet“, auf welchem ein Mädchen seinen zwei kleinen Geschwistern und dem Großvater aus der Bibel vorliest, erregte sogleich Aufsehen und die Kunstkreise begannen sich für den Maler lebhaft zu interessieren. Dann folgten die zahlreichen anekdotischen Gemälde, die mit poetischer Kraft Gruppen und Menschen aus der Heimat bei der Arbeit, beim Feiern und in der Kirche zeigten. Schon 1867 erntete er mit dem Gemälde „die kleinen Blaustrümpfe“ die goldene Medaille und bald darauf weist man auf einer Ausstellung dem Bilde „Kappeler-Milchsuppe“ einen Ehrenplatz zu. Weite Verbreitung als Reproduktion fand sein „Pestalozzi und die Waisen von Stans“, das zahlreichen Schultuben zum Schmucke gereicht. An der Pariser Weltausstellung von 1878 wird er zum Juror ernannt und die Franzosen ehren ihn mit dem Orden der Ehrenlegion. Noch zwanzig Jahre emsigen Schaffens von 1890—1910 waren ihm in seinem Heimatdorf Ins vergönnt, wo er sich in einem alten Bauernhause ein lichtes Atelier installiert hatte und u. a. die trefflichen Illustrationen zu GottshelFs gesammelten Werken zeichnete, die ihm den Titel „eines GottshelF des Stiftes“ eintrugen, so lebenswahr und lebendig sind diese Zeichnungen geraten. So hat Anker viel zum GottshelFverständnis beigetragen und ist damit für bodenständiges Schweizertum eingetreten. Ein Pfeifchen rauchend, selbst eine GottshelFfigur, saß er oft vor seinem Hause auf dem Bänkehen neben der Scheiterbeige, las dabei aus Schriften des Lüzelflüher Pfarrers und blickte ab und zu auf in den schönen Abend hinein. Im heißen Sommer 1910, zu der Zeit, als das Korn den letzten Saft in die Ähren trieb und der Duft des Heus über die Felder zog, sank dieser Freund der Landschaft, ein Opfer des Senfmanns, ins Grab, damit erlosch die Schaffenskraft, aber geblieben ist uns ein schönes und tiefes Bekenntnis der Heimatliebe, denn solche strahlen die Zeichnungen und Gemälde Ankers aus.

Paul Frima.

## Ds Meitschi

Von Hermann Gutmacher

Die hütegi Juget weiß gar nümme was das eigentlich ischt, es „Meitschi“. Mi het hürmehi so allergattig Usdrück, aber mir chas doch fene so guet wie dä wo albe die Alte no bruucht hei. Stubemeitschi hei sie ne gseit. Särwiertochter namset me se hüt. Aber warum höi mir das nid grad so gut dütsch säge? Chällnere ghöre sie nid gärn, u sie hei rächt. Sie hei ja hüttigs Taags o nümme vil mit em Chäller z'tüe. Fräulein ischt o so ne Usdruck wo nüt drhinger steckt, als es chalts Wort. Drum düecht mi geng no, „Meitschi“, das isg so ds heimeligste u ds beschte.

Abe, das Meitschi won ig von ihm möcht brichte het Marie gheiß. Es ischt im Huus näbe mir gwohnt, all Tag i d'Chronen un am Abe ume hei. I ha nid numen ihns vil gseh,

o dr Vater u d'Muetter han ig guet g'chennt. Chäller Hans, äbe sy Vater, wär eigentlich vo Bruef Schreiner gsi. Aber wie n-es so geit i dene schlächte Zyte. Meh als ds halb Jahr het er ke Arbeit gha. D'Muetter het hin u wider es Taglöhdnli verdienet mit em Puße. Aber, wie hätt das sölle möge glänge, we no vier Ching deheime gsi sy wo i d'Schuel müesse hei?

Ds Marie hätt lieber öppis angersich gmacht, das han ig scho gwüßt. Es hätt wölle Nägere lehre. Aber won es vom Herre gsi ischt, hets nid drzue möge glänge. Es müeß so gly wie mügli hälfte verdienet, hets gheiß, daß me si mög uber Wasser bhalte. Zericht isch es i dr Chronen gsi als Chuchmeitschi u nachher du, won es ds Alter gha het, i dr Gachstube als Stubemeitschi.

(Fortsetzung auf Seite 731)